

(Nachdruck verboten.)

91

Der Sumpf.

Roman von Upton Sinclair. Autorisierte Uebersetzung.

Sie gingen wieder heim; den ganzen Tag und den ganzen Abend gab es ein Rechnen und Debattieren; es war ein förmlicher Kampf, um zu einem Entschlusse kommen zu können. Niemals stimmten sie ganz überein. Jeder führte andere Gründe für seine Ansicht an. War der eine eigensinnig und hatten ihn die anderen dann endlich überzeugt, so kam's zutage, daß seine Gründe einen anderen wieder wandend gemacht hatten. Einmal, als sie gerade in bester Harmonie waren und das Haus so gut wie gekauft hatten, kam Szedvilas und machte sie wieder irre. Szedvilas zeigte wenig Neigung, Eigentum zu erwerben, er erzählte schreckliche Geschichten von Leuten, die zugrunde gegangen waren an diesen Hausaustauschwindleien. Es war ganz sicher, daß sie ihr Geld verlieren würden; das Haus konnte ja am Ende vom Siebel bis zum Keller nichts wert sein. Auch waren die Ausgaben nicht abzusehen. Sie beschwindelten euch ja doch mit dem Kontrakt, denn was versteht ein armer Sclucker von so einem Kontrakt? Es war das alles doch nichts anderes als Räuberei und es gab für sie nur eine Sicherheit, — nämlich die Hände davon zu lassen. „Und Miete bezahlen?“ fragte Jurgis. „O, ja, gewiß!“ antwortete der andere. „Das ist auch Räuberei. Alles ist Räuberei gegen den armen Mann.“ — Nach halbstündlicher, schier niederschmetternder Unterhaltung waren sie der Ansicht, vor einem Abgrund errettet zu sein. Aber dann ging Szedvilas heim, und Jonas, der ein forsjcher junger Mann war, machte darauf aufmerksam, daß das Delikatessengeschäft, nach Aussage des Eigentümers, einen Fehlschlag darstellte und diesen pessimistisch gemacht hätte. Das gab der Sache gleich eine andere Wendung.

Ein weiterer treibender Faktor aber war, daß sie nicht bleiben konnten, wo sie jetzt wohnten. Sie mußten ausziehen. Wenn sie auf den Hauskauf verzichteten und sich für's Mieten entschieden, so schien ihnen die Aussicht, 9 Dollar monatlich für Miete zahlen zu müssen, gerade so hart. Den ganzen Tag, die ganze Nacht, ja fast die ganze Woche quälten sie sich mit der Sache herum, dann übernahm endlich Jurgis die Verantwortung.

Bruder Jonas hatte seine Arbeit gefunden, er bediente einen Kollwagen bei Durham; und da die Schlachtleute bei Browns von früh bis spät arbeiteten, so ward Jurgis von Tag zu Tag vertrauensvoller. Er sagte sich, daß er der Mann in der Familie sei, der zu entscheiden habe. Andere mochten in ihren Entschlüssen fehl gehen, er nicht. Er wollte den anderen schon zeigen, was zu tun war. Er würde Tag und Nacht arbeiten, wenn es nötig war, er wollte nicht rasten und ruhen, bis das Haus bezahlt war und seine Leute ein Heim hatten. Das sagte er ihnen; hierauf ward die Entscheidung getroffen. Sie hatten zwar darüber gesprochen, noch andere Häuser vor dem Abschluß des Kaufes zu befehen, aber sie wußten nicht, wo andere Häuser standen, wußten nicht, wie sie es erfahren sollten. Das eine, das sie gesehen hatten, behielt in ihren Gedanken den Vorzug vor den anderen. Wenn immer sie sich in einem Hause wohnend vorstellten, so war es das Haus. So gingen sie zu dem Agenten und teilten ihm mit, daß sie zu dem Handel geneigt seien. Sie wußten zwar als nüchterne Leute, daß in Geschäftssachen alle Menschen die geborenen Lügner sind; aber sie konnten sich dem Einflusse des redegewandten Agenten nicht entziehen. Sie wurden von ihm vollkommen davon überzeugt, daß sie das Haus durch ihr Zögern beinahe verloren hätten. Sie atmeten tief auf, als er sagte, daß es gerade noch Zeit sei.

Am anderen Morgen sollten sie wiederkommen, dann würden die Papiere bereit sein. Diese Papiere — Jurgis sah ein, daß dabei alle Vorsicht nötig war, und konnte dennoch nicht selbst zum Geschäftsabschluß gehen. Ein jeder sagte ihm, daß er niemals einen freien Tag bekommen würde, ja, daß er seine Stelle schon durch eine derartige Frage verlieren könnte. So mußte er sich auf die Frauen verlassen und auf Szedvilas, der versprochen hatte, mitzugehen. Jurgis aber gab sich den ganzen Abend die größte Mühe, um ihnen den Ernst der Sache klar zu machen. Und dann kamen aus un-

nennbaren Verstecken, an ihrer Person und unter ihrem Gepäc die kostbaren Bündel mit Geld zum Vorschein, um fein ordentlich in einen kleinen Sack gesteckt und fest in Teta Elzbietas Kleid genäht zu werden. Früh am Morgen wanderten sie fort, Jurgis hatte ihnen noch viele Lehren mit auf den Weg gegeben und sie vor so mancherlei Gefahren gewarnt, daß die Frauen ordentlich blaß vor Furcht waren und sogar der Delikatessenhändler, der stolz darauf war, ein Geschäftsmann zu sein, sich unbehaaglich fühlte.

Der Agent hatte die Sache schon fix und fertig und lud sie zum Sitzen und Durchlesen des Kontraktes ein. Szedvilas las, eine mühevollte Arbeit, während welcher der Agent auf seinem Pulte herumtrante. Teta Elzbieta war so verlegen, daß die Schweißtropfen auf ihrer Stirn perlten. Bewies dieses Vorlesen dem Herrn nicht direkt ins Gesicht, daß sie an seiner Ehrlichkeit zweifelten? Jofubas las weiter und weiter, und plötzlich zeigte es sich, daß er guten Grund hatte, in die Ehrlichkeit Zweifel zu setzen. Ein fürchterlicher Verdacht lag in seinem Hirne auf. Je länger er las, desto finsterner faltete sich seine Stirn. Dies war überhaupt kein Kaufgeschäft, soweit er es übersehen konnte, denn der Kontrakt stellte nur die Miete für das Haus sicher. Es war das ja bei all den fremden Ausdrücken schwer zu begreifen, aber mochte es folgender Passus nicht sonnenklar? „Der Zahler der ersten Rate verpflichtet sich hiermit, der Gesellschaft von der zweiten Rate Zinsen zu zahlen!“ und dann wieder — „eine monatliche Zinszahlung für 8 Jahre und 4 Monate von 12 Dollar!“ Szedvilas nahm seine Brille ab, sah den Agenten an und stotterte eine diesbezügliche Frage hervor.

Der Agent tat sehr höflich und erklärte, das wäre so die gebräuchliche Form; es würde immer so gemacht, daß man das Eigentum eigentlich nur vermietete. Er machte den Versuch, ihnen darauf einen Passus im nächsten Paragraphen zu zeigen, aber Szedvilas konnte nicht über das Wort „Zinsen“ hinwegkommen und als er es Teta Elzbieta überfachte, erschrak auch sie. Sie würden also ihr Heim vor neun Jahren nicht ihr eigen nennen können! Mit unendlicher Geduld begann der Agent noch einmal seine Erklärung. Aber es half nichts. In Elzbietas Kopf sah die letzte feierliche Warnung Jurgis' fest: „Ist da etwas nicht in Ordnung, gib ihm das Geld nicht, sondern geh weg und nimm einen Advokaten!“ Es war ein verzweifelter Moment; sie saß in ihrem Stuhl, bleich und mit verschlungenen Händen, machte einen übermenschlichen Versuch, ihre Kräfte zu sammeln und brachte ihre Absicht dann stotternd heraus.

Jofubas überfachte ihre Worte. Sie erwartete, der Agent würde in Horn geraten. Aber er blieb zu ihrem Erstaunen freundlich und höflich wie zuvor. Er machte ihr sogar das Anerbieten, einen Advokaten holen zu lassen, aber sie lehnte das ab. Sie ging selbst und suchte lange Zeit, um einen Mann zu finden, der kein Verbündeter des Agenten war. Und — stellt euch ihr Pech vor — als sie nach einer Stunde mit einem Advokaten wiederkam, hörten sie ihn den Agenten mit seinem Vornamen begrüßen.

Jetzt fühlten sie, daß alles verloren war. Sie sahen da wie Angeklagte, die ihr Todesurteil erwarten. Sie konnten nichts weiter tun, sie sahen wie gelähmt in der Falle. Der Advokat las den Kontrakt durch und nachdem er gelesen, berichtete er Szedvilas, daß alles in Ordnung sei. Der Kontrakt sei genau so abgefacht wie jeder Kontrakt bei solchen Verkäufen. „Und welcher Preis war vereinbart?“ fragte der alte Mann. „300 Dollar in bar als Anzahlung und der Rest in Monatsraten von 12 Dollar, zahlbar, bis die Totalsumme von 1500 Dollar voll war.“

„Ja, das ist richtig. Und die Summe gilt als Kaufpreis für das Haus, für Grund und Boden, kurz für alles?“

„Ja;“ der Advokat zeigte ihm die Stelle, wo all das zu lesen stand.

Und es war alles in Ordnung, keine Kniffe waren dabei! Sie wären arme Leute und hätten nichts weiter in der Welt; falls etwas Hinterlistiges bei dem Kontrakt wäre, so seien sie verloren. Und so fuhr Szedvilas fort, eine zitternde Frage nach der anderen zu tun, während die Augen der Frauen in stummer Verzweiflung an ihm hingen. Sie verstanden nicht, was er sagte, aber sie wußten, daß ihr Schicksal von dem abhing, was er sagte. Als nichts mehr zu fragen war und für

Die Augenblicke kam, sich endgültig zu entschließen — entweder den Vertrag anzunehmen oder von ihm zurückzutreten — da konnte die arme Teta weiter nichts tun, als ihre Tränen zurückzudrängen. Zokubas fragte, ob sie zu unterschreiben wünschte; er fragte zweimal — aber was konnte sie antworten, wie konnte sie wissen, ob dieser Advokat die Wahrheit sprach, ob er nicht mit in der Verschwörung gegen sie verwickelt war. Aber wie sollte sie diesen ihren Verdacht herausbringen, welche Ausflüchte konnte sie noch machen? Aller Augen waren auf sie gerichtet und warteten auf ihre Entscheidung; endlich begann sie, halb blind, unter Tränen, in ihrer Zucke herumzukramen, wo das kostbare Geld eingeknäht war. Dann brachte sie es zum Vorschein und wickelte es vor den Augen der Männer aus. Dabei sah Dna in einer Ecke des Zimmers und zitterte wie im Fieber vor Angst; gern hätte sie aufgeschrien: „Es ist eine Falle!“ Aber irgend etwas preßte ihre Kehle zusammen, — sie konnte keinen Ton herausbringen.

Und so legte Teta Elzbieta dann das Geld auf den Tisch, und der Agent nahm es und zählte es nach. Dann stellte er eine Quittung aus und schob ihnen den Kontrakt hin. Teta unterschrieb.

Der Agent atmete auf, erhob sich und schüttelte allen die Hand, ebenso glatt und höflich wie immer. Dna hatte dunkel in Erinnerung, daß der Advokat zu Szedvilas bemerkte, sein Honorar betrage einen Dollar, was nochmals eine Debatte und neue Aufregung hervorrief. Als sie auch das bezahlt hatten, gingen sie auf die Straße. Teta zerknitterte den Kontrakt in der Hand. Sie war so matt vor Angst, daß sie kaum gehen konnte und sich am Wege niedersehen mußte.

So kamen sie heim, halb tot vor Angst und Schrecken. Und als Jurgis am Abend kam und die ganze Geschichte erfuhr, trat das Schlimmste in Erscheinung. Jurgis erkannte sofort, daß sie beschwindelt und ruiniert waren. Er raufte sich das Haar und fluchte wie ein Verrückter, er schwor, er werde den Agenten in dieser Nacht noch umbringen. Zuletzt riß er das Papier an sich und stürzte aus dem Hause zur Saltsed-Street. Er zerrte auch Szedvilas von seinem Abendessen fort, und sie eilten zusammen zu einem anderen Advokaten.

Als sie in das Bureau traten, sprang der Advokat auf, denn Jurgis machte wirklich den Eindruck eines Wahnsinnigen. Das Haar stand ihm zu Berge und seine Augen waren blutunterlaufen. Sein Freund erklärte die ganze Sachlage; der Advokat nahm den Kontrakt, um ihn zu lesen, während Jurgis am ganzen Körper zitternd dabei stand und sich am Pult festhalten mußte.

Ein- oder zweimal sah der Advokat auf, um Szedvilas etwas zu fragen, Jurgis verstand kein Wort davon, aber seine Augen waren fest auf den Advokaten gerichtet. Er versuchte mit der Verzweiflung höchster Angst in dessen Gesicht zu lesen. Er sah, wie der Herr aufschau und lachte; Jurgis atmete schwer. Der Advokat sagte irgend etwas und Jurgis wandte sich heftig an seinen Freund. Sein Herzschlag stockte. „Nun?“ schrie er. „Er sagt, es wäre alles richtig,“ verdolmetschte Szedvilas.

„Alles richtig?“

„Ja, er sagt, es ist alles, wie es sein mußte.“

Jurgis sank erleichtert auf einen Stuhl. „Bist Du ganz sicher?“ stotterte er und ließ sich Frage nach Frage überlegen. Er konnte es nicht oft genug hören, er konnte gar nicht genug fragen.

Ja, sie hätten das Haus gekauft, sie hätten es wirklich gekauft. Es gehörte ihnen. Sie hätten nur das Geld zu bezahlen und alles war in Ordnung. Jurgis bedeckte sein Gesicht mit den Händen, weil er fühlte, wie ihm Tränen in die Augen traten. Er kam sich wie ein Narr vor. Aber er hatte auch schon eine entsetzliche Angst gehabt.

So stark der Mann auch sonst war, jetzt fühlte er sich so schwach aufzustehen; der Advokat erklärte, daß die „Zinsen“ nur eine Form darstellten. Das Eigentum wurde nur als „vermietet“ bezeichnet, bis die letzte Zahlung geleistet war. Der Zweck von dieser Manipulation bestand nur darin, den Käufer leichter hinauszuwerfen zu können, wenn er nicht zahlte. So lange sie aber zahlten, hatten sie nichts zu fürchten; das Haus war ihr Eigentum.

Jurgis war so dankbar, daß er den halben Dollar, welchen der Advokat forderte, ohne weiteres bezahlte, und dann nach Haus stürzte, um die Neuigkeit der Familie mitzuteilen. Er fand Dna ohnmächtig vor, die Babys schrien, und das ganze Haus war in größter Aufregung. Sie hatten alle geglaubt, Jurgis wäre fortgegangen, um den Agenten zu ermorden. Es dauerte Stunden, ehe die Aufregung sich legte.

In der schrecklichen Nacht wachte Jurgis dann und wann auf und hörte Dna und ihre Stiefmutter im Nebenzimmer leise weinen.

5.

Sie hatten ihr Haus gekauft — schwer nur konnten sie es glauben, daß sie in das wundervolle Heim ziehen konnten, sobald sie wollten. Sie dachten an nichts, als an das Haus und was sie hineinstellen konnten. Da ihre Mietwoche bei Aniele in drei Tagen um war, verloren sie keine Zeit, um rechtzeitig fertig zu werden. Sie hatten allerlei Hilfsmittel gefunden, um das Haus wenigstens leidlich zu möblieren, und wandten jede freie Minute an, um für ihr neues Heim zu sorgen.

Jemand, der sich eine Aufgabe lösen will, braucht in Padingtown nicht lange zu suchen. Er darf nur auf die Straße gehen und sich die Schilder anschauen, um vollkommen orientiert zu sein, wo jedes Stück, das er wünscht, zu haben ist. Es ist einfach rührend, den Eifer der Leute für das Wohlergehen des Einwohners zu beobachten. Wünscht er zu rauchen? Thomas Jeffersons fünf Centzigarre stellt die einzige ihres Namens würdige Zigarre dar. — Hat er vielleicht zu viel geraucht? Hier wird ein Heilmittel gegen das Rauchen angepriesen — eine Kur von zehn Dosen; der Erfolg ist garantiert. In jeder nur möglichen Weise werden ihm die Pfade geebnet. So ward es den Leuten leicht gemacht, in Padingtown alles Nötige für ihr neues Heim zu finden.

Da hatten sie ein Bild aufgestöbert, auf dem zwei hübsche kleine Vögel ihr Nest bauen.

(Fortsetzung folgt.)

Naturwissenschaftliche Uebersicht.

Von Dr. C. Theising.

Es gibt wohl nur wenige Probleme, welche von ältesten Zeiten her die Geister der Menschen so tief beschäftigt haben, als die Frage nach der Herkunft des Lebens. So weit unsere unmittelbare Beobachtung reicht, sehen wir, daß alles Lebendige, was heutzutage entsteht, ein anderes gleichgeartetes Lebewesen voraussetzt, aus dem es entsteht. Omne vivum ex ovo (Alles Leben aus dem Ei) oder richtiger omne vivum ex vivo (Alles Leben aus einem Lebenden): dieser alte Lehrsatz des großen englischen Physiologen Harvey behält, wenn wir nur unsere direkte Erfahrung durch den Augenschein zu Rate ziehen und uns das Nachdenken sparen, noch immer seine Gültigkeit.

Es wäre ja nun auch die bequemste Annahme, von Ewigkeit an hätte das Leben auf Erden in seiner heutigen Vielgestaltigkeit bestanden, oder was fast auf das nämliche hinausläuft, durch einen spontanen, göttlichen Schöpfungsakt wären vor so und so viel tausend Jahren die reiche Welt der Tiere und Pflanzen erschaffen worden und hätten sich seither durch Fortpflanzung erhalten. So lange die Menschen sich nur an die kirchlichen Ueberlieferungen hielten, trug ja auch wirklich diese Anschauung den Sieg davon. Finden wir doch selbst heute noch in gewissen orthodoxen Kreisen das Bestreben, die biblischen Schöpfungsmythen als wissenschaftliche Tatsachen zu verteidigen. Die Wissenschaft ist über alle diese Versuche seit langem zur Tagesordnung übergegangen. Heute können wir allen derartigen Bestrebungen keine Berechtigung mehr zuerkennen, ohne unserer Vernunft Gewalt anzutun. Die Forschungsergebnisse der Geologie und Paläontologie, der vergleichenden Anatomie und Entwicklungsgeschichte treiben uns in gleich überzeugender Weise dazu, auch für die Welt der Lebewesen eine allmähliche gefehmähige Entwicklung von einfachsten zu immer komplizierteren und höheren Formen anzunehmen und bei allen Spekulationen über das erste Auftreten von Lebensformen auf unserem Planeten müssen wir die Annahme zugrunde legen, daß vor undenklichen Zeiten die Erde als gasförmiger Feuerball im Welttraume kreiste.

Die Zahl der Forscher, welche ihren Scharfsinn an diesem uralten Rätsel versuchten, ist Legion. Bereits im Anfang der griechischen Philosophie bemühte sich der geistvolle Empedokles um eine natürliche Erklärung für die Entstehung der Organismen, die sich aber bei dem Stande der damaligen naturwissenschaftlichen Kenntnisse über den Wert eines geistreichen Phantasiegebildes kaum zu erheben vermochte. Auch auf Aristoteles' Lehre, der zufolge selbst hochorganisierte Tiere, wie Mäle und Frösche, aus dem Schlamm der Gewässer, oder Insekten aus faulendem Holze entstehen sollten, blicken wir etwas mildeidig herab. Ursache zur Ueberhebung haben wir dabei wirklich nicht. Ist es doch noch gar nicht so lange her, daß ähnliche Anschauungen auch bei uns noch ernsthaft diskutiert wurden. Ja, es ist jedem bekannt, daß sich im Mittelalter in der Blütezeit der Goldmacherkunst ernsthafte Männer mit der künstlichen Herstellung eines winzigen Menschleins, des Homunkulus, beschäftigten.

Wenn man jedoch von diesen grauen Theorien absieht, wie hat

sich dann die Wissenschaft das erste Auftreten der Organismen auf der Erde zu denken? Denn daß es einstmals eine Zeit gab, da noch kein Leben auf Erden existierte, kann uns heute nicht mehr zweifelhaft sein, da alles zu dem Schlusse drängt, daß auch unser Planet weitgehende Veränderungen durchlaufen hat und erst allmählich aus einer feuerflüssigen Masse in seinen jetzigen Zustand der Erstarrung übergegangen ist. Wie hat man sich unter Zugrundelegung dieser Tatsache die Entstehung des Lebens zu denken? Offenbar existieren, nachdem wir einen göttlichen Schöpfungsakt endgültig haben ablehnen müssen, zwei Möglichkeiten: Entweder ist das Leben von außen aus dem Weltraum von fernen Sternen auf die Erde übertragen worden und hat sich hier dann zu seiner jetzigen Mannigfaltigkeit entwickelt, oder es ist durch Urzeugung auf der Erde selbst entstanden. Doch halt, wir gehen hier immer von der Voraussetzung aus, das Leben sei entstanden. Liegt nicht doch vielleicht die Möglichkeit vor, daß selbst in der Glühhitze der kreisenden Nebelmassen schon Leben bestand? So unwahrscheinlich dem gemeinen Verstand diese Theorie klingt, sie fand in der Tat in der Wissenschaft ihre Verteidiger. Kein Geringerer als der ausgezeichnete Physiologe W. Preyer trat in einer umfangreichen Schrift mit Wärme für diesen Gedanken ein. Fußend auf dem Satze Harveys, daß alles Lebendige, was entsteht, stets von einem anderen Lebendigen abstammt, hält Preyer es für eine Willkür, anzunehmen, dieses sei jemals anders gewesen. Noch niemals hat ein menschliches Auge einen Organismus erblickt, der nicht von einem anderen Organismus erzeugt wäre, wohl aber sehen wir täglich und stündlich, daß anorganische Materie aus der Lebendigen hervorgeht. Sollte man da nicht annehmen, dieses wäre stets so gewesen. Nur weil wir den Lebensbegriff, wie Preyer meint, zu eng fassen, erscheint uns der Gedanke so fremd. „Wenn man sich aber losmacht von dem ganz und gar willkürlichen Gedanken, als ob nur Protoplasma (Zelllast) von der Beschaffenheit des Gegenwärtigen leben könnte, und von dem alten Vorurteil, als wenn zuerst nur Anorganisches existiert hätte, dann wird man den einen Schritt nicht scheuen, die Anfangslosigkeit der Lebensbewegung anzuerkennen.“ In seiner Phantasie erscheint Preyer die gesamte glutflüssige Masse des Sonnensystems als ein riesenhafter Organismus. Sein Leben ist die Bewegung, in der sich seine Substanzen befinden. Aus ihm scheidet sich die Erde ab. Auch sie besteht anfangs nur aus belebter Materie, erst später mit vorschreitender Abkühlung schlagen sich die Stoffe, die nicht mehr im glutflüssigen Zustande verharren können, als fester Kern nieder. Sie nehmen nicht mehr an der Lebensbewegung des Ganzen teil, sie sind die erste anorganische Materie. Je weiter die Abkühlung der Erde fortschritt, desto mehr Stoffe gingen in Erstarrung über, das heißt sie starben. Aus den lebendigen Massen selbst aber entwickelten sich allmählich Verbindungen, welche dem Protoplasma der heutigen Lebewesen gleichen.

Wiel läßt sich gegen die Preyersche Theorie nicht einwenden. Wenn er den Begriff des Lebens so definiert, wie er es tut, so bleibt ihm das Unbenommen, und er kann auch glutflüssige Erze als beseelt betrachten, nur versteht Preyer dann unter Leben etwas ganz anderes als alle übrigen Menschen. Gemäß unserer heutigen Erkenntnis fällt der Begriff des Lebens mit dem des Stoffwechsels zusammen, und so weit unsere Erfahrung reicht, ist dieser stets gebunden an Einwirkverbindungen. Fast man aber so den Lebensbegriff, dann kann man weder die Sonne noch irgend einen anderen Himmelskörper als einen lebendigen Organismus bezeichnen. Ewig und unzerstörbar ist nur die Substanz, nicht eine bestimmte Form. Wie es aber gewiß ist, daß die Erde einst versinken wird in die eisige Nacht des Todes, so gab es sicher eine Zeit, da noch kein Leben auf ihr existieren konnte. Erst muß der Boden bereitet sein, ehe die Saat aufgehen kann. Wieder sind wir also vor die Alternative gestellt, entweder ist das Leben auf der Erde selbst durch Urzeugung entstanden oder es ist von außen auf sie übertragen worden. Die letztere Annahme, die sogenannte Kosmozoentheorie wurde namentlich von dem berühmten Chemiker J. Liebig vertreten. Gemäß dieser Hypothese sollten die ersten Lebenskeime von anderen Weltkörpern in den Rissen von Meteorsteinen verstreut zu uns gelangt sein und sich hier weiter entwickelt haben. Den ersten Anlaß zu dieser Meinung bildete die Tatsache, daß sich in Meteoriten bisweilen Spuren von Kohlenstoffverbindungen nachweisen lassen, ähnlich denen, die von Organismen herkommen. Wenn nun diese Gebilde die Glühhitze zu überstehen vermöchten, in welche die Meteore beim Eindringen in die irdische Atmosphäre gerieten, so lag kein absolutes Bedenken dagegen vor, daß nicht auch primitive Lebenskeime auf diesem Wege unbeschädigt zu uns gelangen könnten. Ja, besonders phantasiebegabte Forscher glaubten sogar auf Dünnschliffen von Meteorsteinen die verschiedensten Tiere: Korallen, Seeesterne usw. zu erblicken, die ihren irdischen Vettern mehr oder weniger gleichen, nur erheblich kleiner waren. Bald jedoch mußte diese schöne Stütze der Kosmozoentheorie fallen, als genaue Untersuchungen zeigten, daß diese vermeintlichen Tiere nichts anderes seien als kristallinische Bildungen. Aber auch noch andere Bedenken prinzipieller Art wurden laut. Man meinte, daß durch diese Hypothese die Frage nach dem Ursprung des Lebens gar nicht gelöst, sondern nur von der Erde auf einen anderen Stern verschoben würde. Endlich ist es aber auch ganz undenkbar, selbst zugegeben, die Lebenskeime könnten in der Tiefe der Steine verborgen die irdische Atmosphäre, ohne zu verbrennen, durchqueren, daß irgend ein organisierendes Wesen die ungeheure Kälte und die absolute Austrocknung zu ertragen vermöchte, der es in dem eisigen, gänzlich

wasserfreien Weltraume während dieser ungezählte Jahre dauernden Reise ausgekehrt wäre. Wenn man aber die Kosmozoentheorie auch nicht streng widerlegen kann, so erscheint sie hiernach doch im hohen Grade unwahrscheinlich. Es hieße der Vernunft Gewalt antun, wollte man auf sie zurückgreifen, da sich in der Lehre der Urzeugung der Organismen eine klare und mit unserer gesamten Erfahrung weit besser im Einklange stehende Hypothese bietet; sie ist es auch, die heute von fast allen Forschern als notwendige Voraussetzung der Abstammungslehre angenommen ist. Eine andere Frage ist es, ob unter den heute auf der Erde herrschenden Verhältnissen noch Urzeugung stattfindet. Wir haben bereits, daß die Forscher früherer Zeiten selbst an die plötzliche erternlose Erzeugung hochorganisierter Tiere glaubten. Je tiefere Einblide uns jedoch die Wissenschaft in das Wesen des lebendigen Organismus tun ließ, desto klarer wurde es, das nur die allerniedrigsten einzelligen Lebewesen für die Entstehung aus anorganischen Stoffen in Betracht kommen könnten. So nahm man denn auch wirklich noch vor wenigen Jahrzehnten an, daß Bakterien und Infusionstierchen aus faulenden Substanzen durch erternlose Zeugung hervorgehen. Die schönen Versuche von Schwann, Pasteur, Koch u. a. bewiesen jedoch, daß auch diese niedrigsten Organismen sich nur aus Keimen entwickelten, die aus der Luft auf die betreffenden Stoffe gefallen waren. Tötete man nämlich diese Keime durch Erhitzung ab und verhinderte eine neue Verunreinigung von außen, so entwickelten sich weder Bakterien noch Infusorien. —

Kleines feuilleton.

a. h. Der Mond doktor. (Nachdruck verboten.) So manche Erinnerung an Alt-Berlin hat sich bis ins zwanzigste Jahrhundert gerettet. Eine nach der anderen aber fällt den Ansprüchen des modernen Lebens zum Opfer. In nächster Zeit wird auch das sogenannte „Mondscheinhaus“ in der früheren Hasenhegergasse, jetzigen Feilnerstraße, vom Erdboden verschwunden sein. Dies Haus hat seltsame Tage erlebt. Hier wirkte der als „Mond doktor“ weit über Berlins Grenzen hinaus, selbst im Ausland ob seiner Wunderkuren berühmte frühere Strumpfwirker Weißleder. Aus dem Reichsland gebürtig, kam Weißleder in den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts nach Berlin. Ohne besonderes Aufsehen zu erregen, lebte er hier jahrelang als einer der vielen, die als Hauptberuf irgend ein ehrames Handwerk ausübten und nebenbei den Ärzten ins Handwerk pfluchten. Er schrieb dem magischen Einfluß des Mondlichtes die Kraft zu, allerlei Gebrechen zu heilen. Dieser Glaube an die therapeutische Wirkung des Mondlichtes war aber kein origineller Gedanke, stammte vielmehr aus den mittelalterlichen astrologischen Systemen und war um die Wende des 18. Jahrhunderts noch allgemein im Volke verbreitet, ja spukt hier und da noch heutigen Tages. Vielleicht gerade aus diesem Grunde blieb er lange Zeit fast unbeachtet. Ein berühmter Mann wurde Weißleder erst, als ihm der Zufall die Bekanntschaft einer angesehenen älteren Dame vermittelte, welche in der damaligen Berliner Gesellschaft eine der ersten Rollen spielte. Diese Dame litt an einem angewachsenen alten Bruch, glaubte durch die Mondkuren des Mond doktors geheilt zu sein und verkündete nun überall das Lob ihres Wohltäters, der den von den größten deutschen Ärzten für unheilbar erklärten Bruch in wenigen Sitzungen geheilt habe. Jetzt wurde es für die vornehme Welt Modesache, sich von Weißleder behandeln zu lassen. Er kurierte nur an den drei Tagen des Vollmondes, behandelte aber an diesen Tagen zwischen 4 Uhr nachmittags und Mitternacht nach dem Zeugnis des Grafen von Mirabeau und anderer Augenzeugen tagtäglich gegen tausend Personen aus allen Ständen, reiche und arme, gebildete und ungebildete.

Der Mond doktor heilte alle Gattungen von sichtbaren Schäden, insbesondere aber Brüche. Seine Heilmethode bestand darin, daß er im Mondschein die leidende Stelle gegen den Mond entblöhte, seine linke Hand auf sie legte, die rechte und sein Gesicht dem Monde zuwandte, mystische Worte murmelte, betete, dem Patienten Glauben an Gott empfahl, der allein nur helfen könne, und ihn entließ. Als der Ruf des Mond doktors und damit auch seine Tätigkeit ins Ungemessene gestiegen waren, blieb für jede derartige Kur freilich nur eine nach Sekunden mehrlange Spanne Zeit übrig, trotzdem sein Frau, der er seine Wunderkraft übertragen zu haben glaubte, späterhin die Damentumschicht behandelte. Weißleder nahm niemals Geld für seine Wunderkuren, wies vielmehr standhaft selbst freiwillige Geschenke zurück. Weniger spröde war seine Frau, welche mehr die praktische Seite der ärztlichen Tätigkeit begriff, während der Mond doktor selber von seiner Heilkraft durchdrungen gewesen zu sein scheint und es für sündhaft hielt, diese Gabe für materielle Zwecke auszubenten. Als das Treiben des Mond doktors gar zuviel Staub aufwirbelte, war es geradezu eine Ehrensache des ärztlichen Standes, nachzuforschen, was an den angeblichen Wunderkuren Wahres sei. Im April 1781 beauftragte daher das medizinische Oberkollegium den Stadtphysikus Dr. Pfl und den Hebammenlehrer und „Assessor der Chirurgie“ Dr. Hagen über diese Kuren genaue Untersuchungen einzuziehen. Der sorgsame Bericht dieser beiden Ärzte zerstörte gründlich den Mythos von der Wunderkraft des Mond doktors. Als nun noch gar jenseit

adelige Dame, deren angebliche Heilung vom Bruch den Ausgangspunkt seines Ruhmes gebildet hatte, in eigenartiger Tragik des Schicksals an eben diesem Bruche starb, da war es um das Ansehen des Monddoktors geschehen. Immer weitere Kreise zogen sich von ihm zurück, sodas dem von seinen Getreuen verlassenen Monddoktor nichts anderes übrig blieb, als wieder Strumpfwirler zu werden.

Aus dem Pflanzenleben.

h. Die Uebertragung der Buntblättrigkeit auf grüne Pflanzen. Um grünblättrige Pflanzen in buntblättrige umzuwandeln, sind zahlreiche Versuche unternommen worden, an denen sich namentlich die Botaniker Lindemuth, Baur und Lewin beteiligten. Die Blätter einer buntblättrigen Pflanze wurden zerquetscht, worauf der Brei auf frische Bunden grünblättriger Pflanzen gestrichen wurde. Der Saft aus solchem Brei wurde auch grünen Pflanzen eingespritzt; oder Glieder grüner Pflanzen wurden abgeschnitten und mit dem Saft der bunten Blätter injiziert und dann wieder aufgeproßt oder als Stecklinge fortgepflanzt. Ferner stellte man grüne Pflanzen mit den Wurzeln in den Saft buntblättriger oder man begoß grüne mit dem Saft bunter Pflanzen. Alles war vergeblich. Lediglich ein Mittel bewährte sich: die Transplantation bunter Pflanzenteile auf grüne. Derartige Transplantationsversuche wurden von Lindemuth bereits vor zirka 35 Jahren begonnen, sie brachten namentlich in den letzten Jahren bemerkenswerte Erfolge und zeitigten buntblättrige Pflanzen, die durch die großen Handelshäuser unserer Gärtnereien weite Verbreitung gefunden haben.

Bei diesen Versuchen wurden Triebe von dem buntblättrigen *Abutilon Thompsoni* auf verwandte grünblättrige Pflanzen aufgeproßt. Nach dem Anwachsen beeinflusste das aufgelegte Reis die grüne Unterlage derart, das aus dieser gleichfalls bunte Triebe hervorbrachten, die auf ungeschlechtlichem Wege vermehrt werden konnten. Eine Samenbeständigkeit der so übertragenen Buntblättrigkeit konnte noch nicht erzielt werden. Hinsichtlich des Grades, in welchem sich die verschiedenen grünen Pflanzen zu der aufgelegten bunten verhalten, unterscheidet Lindemuth fünf Gruppen: 1. Unempfangliche. Diese Gruppe ist die verbreitetste. 2. Vollkommen empfangliche. Alle Individuen nehmen die Uebertragung an und zeigen sich mit derselben lebensfähig. 3. Individuell empfangliche. Nur einzelne Individuen nehmen die Uebertragung an. 4. Latent empfangliche. Zunächst zeigt sich keine Uebertragung, diese tritt erst nach Monaten hervor. 5. Ueberempfangliche. Nach Entwicklung weniger normaler Blätter tritt die Uebertragung so intensiv auf, das die ergriffenen Blätter überhaupt nicht ergrünen, sich nicht ausbreiten und im jugendlichen Alter abfallen.

Alle Pflanzen, von welchen dieser Art buntblättrige Formen erzielt wurden, gehören zur Familie der Malvaceen. Was von anderen Pflanzen an buntblättrigen Formen besteht, verdankt seinen Ursprung nicht der Transplantation in oben gezeigtem Sinne, sondern ist auf Knospvariation zurückzuführen. Derartige Buntblättrigkeit ist in vielen Fällen auch samenbeständig, d. h. die von solchen buntblättrigen Pflanzen geernteten Samen ergeben bei der Aussaat wieder buntblättrige. —

Technisches.

ss. Die technische Ausnutzung von Ebbe und Flut ist ein Problem, dem manche Ingenieure seit einer Reihe von Jahren nachjagen, ohne das bisher ein praktisch bedeutsamer Erfolg daraus entsprungen wäre. Die Beharrlichkeit, mit der an der Lösung dieser Aufgabe gearbeitet wird, läßt sich allerdings erahnen, einmal durch das viele Gerede von einer drohenden Erschöpfung der Kohlenlager und ferner durch die vermehrte Ausnutzung anderer Naturkräfte. Mit der Verwertung von Ebbe und Flut haben sich bisher weniger die Amerikaner als englische und französische Erfinder beschäftigt. Die französische Zeitschrift „L'éclairage électrique“ gibt jetzt eine Zusammenfassung mehrerer neuer Versuche auf diesem Gebiet. An erster Stelle wird der französische Ingenieur Decœur genannt, der an der englischen Küste drei Anlagen gleichzeitig einrichten will. Sein Prinzip beruht darauf, das zwei Bassins übereinander geschaffen werden, von denen das obere die Flutwasser zurückhält, das untere sich während der Ebbe entleert, und das somit der Wassersturz vom oberen in das untere Becken zum Betrieb von Turbinen ausgenutzt wird. Die Fläche jedes dieser Becken wird bei der Versuchsanlage 1500 Hektar betragen. Zwischen beiden ist ein zementierter Damm zu errichten, für den das Material bei der Ausschachtung der Bassins gewonnen wird. Unterhalb an diesem Damm liegt das Kraftwerk, bestehend aus vier Turbinen von je 800 Pferdestärken, die direkt mit dreiphasigen Wechselstrommaschinen gekuppelt sind. Nach den angestellten Rechnungen würde bei schwacher Flut die erhaltene Wasserkraft zur Erzeugung von 6800 Pferdestärken in 24 Stunden genügen, während bei Hochflut über 7000 Pferdestärken bei nur zehnstündiger Tagesarbeit erreichbar wären. Die Kosten der Anlagen, die im Hafen von Chichester ihren Platz finden sollen, würden allerdings sehr hoch sein, nämlich rund 6 Millionen Mark betragen. Das zweite Projekt bezieht sich auf eine Ausnutzung der Wegeten in der engen Menaisstraße zwischen der Küste von Wales und der Insel Anglesey und ist sogar auf fast 12 Millionen Mark

für Erzeugung von 14 500 Pferdestärken bemessen, während ein dritter Plan zwecks Ausnutzung des großen Bristolkanals sicher gegen 200 Millionen erfordern würde. Eine andere Konstruktion für eine „Gezeitenmühle“, wie man diese Erfindung auch wohl genannt hat, stammt von dem Franzosen de Fuisseaux, der gleichfalls mit mehreren Bassins übereinander arbeiten will. Dabei soll das Meerwasser durch Kanäle in die Bassins geleitet und durch einen anderen Kanal zum Betrieb der Turbinen wieder zurückgeleitet werden. Man kann sich denken, das dieser Vorschlag noch kostspieliger sein würde, obgleich sein Urheber die Kosten für eine Anlage von 2000 Pferdestärken bei Ostende nur auf etwa 3 Millionen Mark schätzt. —

Humoristisches.

— Unfreiwilliger Redner-Humor. Die „Ball Mall Gazette“ bringt eine amüsante Zusammenstellung von verunglückten Redefloßeln, die Politiker und andere herortragende Personen des Tages in England verbrochen haben: Der irische Abgeordnete Field war es, der bei der Debatte über ein Gesetz betreffend die Verschiffung von Rindvieh über das irische Meer die Mitglieder des Unterhauses ernstlich hat, „den Gegenstand nicht vom Standpunkte des Rindviehs aus zu betrachten“. Ein anderer irischer Abgeordneter rief aus: „Sir, der Vorn läuft aus, und Sie glauben, das Sie durch Einsetzen des Stuliermessers Wasser auf seine Mühle bringen können“. Der jetzige Minister des Innern, Asquith, sagte einmal im Unterhaus: „Wiederberteilung ist ein dornenvolles Thema, das zart behandelt sein will, wenn es nicht gewissen Leuten auf die Zehen treten soll.“ Der frühere Premierminister Arthur Balfour sprach in einer Rede von einem „leeren Theater mit unfreundlichen Zuhörern“. E. Durning-Lawrence rief einmal in einer Parlamentsrede in tiefem Brustton der Warnung aus: „Soll diese Regierung in den Schmelztiegel geworfen werden, damit wir sehen können, wer die Handhabe des Staatschiffes ergreift?“ Bei den jüngsten Debatten über das Schulgesetz rief der frühere Minister Brodie aus: „Unter den vielen Mißklängen in diesem Hause muß dieses Thema wenigstens als eine Oase angesehen werden“. Im Hause der Lords spielte ein Peer von England neulich folgenden Trumpf aus: „Die verfassungsmäßigen Rechte des Volkes werden von der gepanzerten Faust der Behörden mit Füßen getreten.“ Ebenso schön meinte Lord Kenyon: „Wenn ein Individuum irgend welche jener Schutzvorkehrungen niederbrechen kann, indem er die Gemüter der Geschworenen vergiftet, so wird er der Justizverwaltung einen Dolchstoß in ihren edelsten Teil versetzen!“ —

Notizen.

— Björnstjerne Björnsons neuer Roman „Nath“ kommt Anfang November bei Albert Langen (München) in autorisierter deutscher Uebersetzung heraus. —

— Bedekinds „Frühlingserwachen“ wird die zweite Premiere für die Abonnementsvorstellungen der Kammerspiele des Deutschen Theaters sein; der Autor hat das Stück für diese Aufführung neu bearbeitet. —

— „Im Glashause“ von Oskar Blumenthal wird am 18. d. M. im Wiener Burgtheater die Erstaufführung erleben. —

— Für das Chodowiedl-Porträt Adolf Menzels, das für die Nationalgalerie bestimmt ist, hat der Staat dem Verein Berliner Künstler 75 000 M. geboten. Die Hauptversammlung hat nach längerer Beratung den Abschluß der Verhandlungen ihrem Vorstände überlassen, aber die Bedingung angeknüpft, das das Bild in Berlin bleibt und nicht in eine Provinzialsammlung kommt. —

— Alpenpflanzen auf dem Broden. Professor Peter aus Göttingen, der auf dem Broden ein Versuchsfeld anlegte, hat, wie der „Frl. Bzg.“ geschrieben wird, neuerdings mit der Einrichtung pflanzengeographischer Gruppen begonnen. Es sind bereits für Alpenpflanzen aus dem Dauphiné, aus Graubünden, dem Engadin, den Dolomiten angelegt worden. Auch wurden auf dem Broden Aussaatversuche mit Alpenpflanzen angestellt. —

t. Die stärkste Lokomotive, die bisher für Personenzüge je erbaut worden ist, hat ihren Dienst bei einer amerikanischen Eisenbahngesellschaft an den großen Seen angetreten. Die Miesemashine hat ein Gewicht von 2447 Zentnern, wovon 1700 Zentner auf Triebräder entfallen. Mit dem Tender zusammen ist das Gewicht 4037 Zentner. Die Lokomotive kann 300 Zentner Kohle und 35 000 Liter Wasser mit sich führen. —

o. Der Erfinder des Revolvers, Josef Ehir, ist kürzlich zu Lancaster (Pennsylvanien) in ärnlichen Verhältnissen gestorben. Vor etwa fünfzig Jahren fielen Ehir, der von Hause aus Mechaniker war, die Mängel der einzigen bequem tragbaren Waffe jener Zeit, der Pistole, auf; sie war ein ebenso teures und gebrechliches, wie für den Träger selbst gefährliches Werkzeug. Die Erkenntnis der Nachteile der Pistole führte ihn auf die Idee, eine Waffe zu schaffen, die handlicher, praktischer und wirksamer wäre. So entstand der Revolver. Der Erfinder hat keinen Vorteil aus seiner Erfindung gezogen, er ist arm gestorben, während seine Nachfolger, die seine Idee weiter ausbauten, reiche Leute wurden. —